



Glaubenssachen

Sonntag, 17. September 2023, 08.40 Uhr

Sehen und gesehen werden
Blicke halten die Welt zusammen
Von Mathias Greffrath

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Zwei Gestalten waren in den Wolken deutlich zu erkennen: weiter links der Mann in einer langen Kutte, der durch eine überdimensionale Balgenkamera, die auf ein Stativ montiert ist, nach unten auf die Erde blickt. Und rechts ein Säugling, der auf dem Rücken liegt und mit allen vier Extremitäten fröhlich in der Luft strampelt.

Die Wolken, in die ich diese Gestalten hineinprojizierte, standen nicht am Himmel, sondern auf der Reproduktion eines Aquarells von Cezanne, und in den Jahren, in denen ich es betrachtet habe, ein paar Mal im Monat, auf der Couch meines Therapeuten, stellte sich diese Vision jedes Mal pünktlich nach ein paar Minuten ein. In dem Mann hinter der Kamera mit ihrem blasebalgähnlichen Gehäuse, sah ich, ganz klar, Jesus. Nie in diesen Jahren habe ich jemand anderen in der verschwommenen Form gesehen. Immer Jesus, der mich sieht. Prüfend, durch die Linse einer Kamera.

Der liebe Gott sieht alles, das war einer der Sprüche, mit denen ich als kleiner Mensch aufgewachsen bin, und nicht nur ich. Neben Jesus und dem lieben Gott gab es noch Petrus, so mahnte regelmäßig mein Opa. Petrus, der neben der Himmelstür sein Pult hatte, darauf das große Buch, in dem mein Leben aufgezeichnet stehen würde, mit allen Taten und Sünden. Petrus, der die Bilanz macht, wenn ich vor ihm stehen werde, und dann verkünden wird, ob er mir mit seinem großen goldenen Schlüssel die Himmelstür öffnet – oder eben nicht.

Ich weiß nicht mehr, was ich bei diesen Erzählungen gefühlt habe, und ich weiß auch nicht mehr, ob mein Großvater, dessen Weltanschauung eher ein vulgärer Materialismus war, dabei gezwinkert hat, oder wie ernst ich es genommen habe. Irgendwann jedenfalls, und auch diesen Zeitpunkt kann ich nicht bestimmen, habe ich an diese Geschichten nicht mehr geglaubt. Aber dass dieser Jesus, mit seinem optischen Präzisionsinstrument noch fünf Jahrzehnte später durch meine Assoziationen auf der Analytikercouch spukte, und das so regelmäßig, das scheint mir dann doch ein Zeichen dafür zu sein, dass dieser Glaube – dieser Glaube daran, dass ich beobachtet werde, dass alle meine Taten und meine Untaten irgendwo registriert werden, und dass eine überirdische Gestalt eine Bilanz zieht, dass dieser Glaube nie ganz verschwunden ist. Dass er in mir steckt, und wenn ich ihn auch nicht mehr in überirdischen Sphären lokalisiere, dann eben in dem, was seit Freud das „Über-Ich“ heißt.

Irgendwo über uns, auf dem Olymp, auf anderen heiligen Bergen, oder über den Wolken wohnen übermenschliche Wesen. Dieser Glaube hat die Menschheit in verschiedenen Formen durch die Jahrtausende begleitet. Diese Wesen, nennen wir sie einmal Götter, beobachten uns, beeinflussen unsere Schicksale, kommunizieren mit uns, und der Glaube daran bildet den Kern vieler religiöser Systeme. Götter verlieben sich in Menschen, verbinden sich mit Menschen, bestrafen Menschen für destruktive Taten, führen Buch über menschliche Leben, und greifen mit gewaltigen Kräften in das Leben auf der Erde ein.

Wir stehen unter Beobachtung. Von Anfang an. Gott – für alles Folgende bleibe ich in der christlichen Gedankenwelt – Gott also setzte Adam und Eva ins Paradies. Man kann sich das wie ein Labor vorstellen, in dem er studieren wollte, wie seine Geschöpfe es

mit seinen Gesetzen halten. Adam und Eva, auch das weiß jedes Kind, ließen sich von der satanischen Influencerin, der Schlange, verführen, so wie Gott zu werden, also allwissend und allmächtig. „Euch werden die Augen aufgehen“, sagt die Schlange, und das hieß, selber klug werden, autonom sein. Allein, eine autonome Menschheit war im Schöpfungsplan nicht vorgesehen.

Dem Gründerpaar der Menschheit wurden die Augen geöffnet; sie wussten also, was sie getan hatten – und als Gott sie aufsuchte, versteckten sie sich vor seinem Blick. Wie die Kinder glaubten sie, dass man der Strafe entgeht, wenn man sich unsichtbar macht – oder das Gegenüber, indem man die Augen schließt.

Seit der Vertreibung aus dem Paradies blicken die Menschen weg, wenn sie mit den Folgen ihrer Taten konfrontiert werden – als könnten sie die Tat damit auslöschen. Kain, der seinen Bruder erschlagen hat, wagt es nicht, den Blick zu erheben, und verbirgt sich vor dem Blick Gottes, den niemand, so heißt es in der Bibel, ansehen darf: „kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“. Das gilt für den hebräischen Gott nicht anders als für Zeus. Wer den in seiner wahren Gestalt sehen will, wird zu Asche. Blick, so sagt es das Grimmsche Wörterbuch, war ursprünglich dasselbe Wort für Schauen und für den Blitz.

Aber – ich komme auf meinen Großvater zurück – es ist doch immerhin der *liebe* Gott, der alles sieht. Der Gott, über den es im Lied auch heißt, er wisse, wie viel Sternlein am Himmel stehen, der den Zug der Wolken lenkt, der Buch hält über das Inventar des Universums, der darum besorgt ist, dass kein Atom fehle in der ganzen großen Schar, dass die Ordnung seiner Schöpfung gewahrt bleibt. Gott, der, wie es in der dritten Strophe des Liedes heißt, auch mich kennt und mich liebt. Der gütige, der wohlwollende Gott, zu dem ich mich wenden kann, wenn ich in Bedrängnis bin.

Gott im Himmel: Die frühen Helden der Astronomie, der wissenschaftlichen Himmelskunde – Johannes Kepler, Galileo Galilei, René Descartes – sie alle dachten noch zweigleisig. Mit astronomischen Maßverfahren zerschmetterten sie die tröstende Gewissheit einer Himmelskuppel, die uns überwölbt und schützt, an die die Sternchen geheftet seien, um uns zu leuchten und unser Schicksal lesbar zu machen. Astronomen und Mathematiker entzauberten diese Welt, führten die Beschaffenheit der Himmelskörper auf natürliche Prozesse zurück, ersetzten Glauben durch Wissen, aber noch in den ersten Tagen des wissenschaftlichen Weltbildes waren sie überzeugt, dass deutliche und überall sichtbare himmlische Zeichen Botschaften für uns enthalten. So führten sie am Anfang des 30-jährigen Krieges Debatten über die theologische Bedeutung des Kometen, der im Winter 1618 ganze 30 Tage lang von der Erde aus zu sehen war. In seinem Buch „Der grausame Planet“ hat der Kulturwissenschaftler Andreas Bähr diese Debatten rekonstruiert: die einen, die die Menschheit für prinzipiell, weil mit der Erbsünde versehen, für verdorben hielten, sahen im Kriegskometen die Ankündigung der Apokalypse, des Weltuntergangs; die anderen stellten auf die Sündhaftigkeit der Epoche ab, je nach Glaubensrichtung auf das verdorbene, unbotmäßige Volk, oder auf die korrupten Eliten, und sahen im Schweifstern eine Mahnung zur Umkehr.

Ein paar Jahrhunderte lang noch stützte die Kirche in ihren populären Varianten gegen die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse den Glauben ans himmlische Reich über den Wolken, an die Himmelstür, an die göttliche Bilanzrechnung – und mit diesem Glauben die feudalen Verhältnisse von Unterordnung und Ausbeutung.

Nur allmählich verblasste der Glaube, dass ein Gott uns sieht und uns für unsere Sünden straft. Aber die Vorstellung, dass wir nicht allein sind im Kosmos, und dass überirdische Mächte in das weltliche Geschehen eingreifen, ist offenbar nicht ganz erloschen, und nicht nur christliche Fundamentalisten, sondern auch höchst intellektuelle Theologen lassen bis heute nicht gern von der, wenn auch vagen, Vorstellung eines personalen Gottes, der einen hält, an den man sich wenden kann.

Der Blick Gottes spielt von Anbeginn der Welt eine Rolle. Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut, heißt es in den ersten Sätzen des biblischen Schöpfungsbericht. Der Blick Gottes ist ein fester Bestandteil der christliche Bilderwelt geworden. Um 1500 schwebt das göttliche Auge – so will es Wikipedia – zum ersten Mal im Bild, über dem Abendmahl der Jünger in Emmaus, als mythisches Gegenbild zur einsetzenden astronomischen Aufklärung. Ein Auge im Dreieck der Dreifaltigkeit. Vor allem der Mystiker Jakob Böhme popularisierte das Symbol im 17. Jahrhundert, und auf zahllosen Bildern schwebt es seither über dem irdischen Geschehen.

In säkularer Form wurde das Auge Gottes auf den Gemälden der frühen Neuzeit zum Symbol des absoluten Monarchen, der in seiner Rolle als Landesvater die göttlichen Attribute usurpierte. Auf der Stabilität, Sicherheit und Wohlstand garantierenden Ein-Dollar-Note der Vereinigten Staaten strahlt das Gottesauge unter der Verheißung *Annuity Coeptis*, Er ist unseren Unternehmungen gewogen. Und als Metapher überlebte es schließlich, in mehr oder weniger demokratischen Zeiten, als das „Auge des Gesetzes“. Zwar ist die Gerechtigkeit blind, aber gegen die Bösen braucht sie einen exekutiven Arm, und der heißt Polizei oder Inlandsgeheimdienst, er ist technisch ausgerüstet mit den Millionen Augen der Überwachungskameras, den Sinnesorganen der Polizeicomputer, der Verkehrslenkungszentralen oder der Sozialbewertungssysteme chinesischer Mächte.

Wir werden also gesehen, sie haben uns im Blick. Wobei wir nicht mehr so genau wissen, wer „sie“ nun sind. Ob sie wohlwollend um unsere Sicherheit besorgt sind, oder ob sie uns ausspähen wollen, um uns Krimskrams anzudrehen oder unsere Versicherungspolice upzugraden.

Wir haben das mächtige, wenngleich nicht „göttliche Auge“, das Auge, das alles sieht, auf die Erde und in unsere Leben geholt. In den Werkzeugen der Wissenschaft, in den Wunderwerken der Technik ist es irdisch geworden und hat den Fortschritt der Erkenntnis und der Technik bewirkt. Die Teleskope blicken in den Weltraum, die Kameras der Satelliten sehen die Bewegungen der Heere, der Schiffe, der Automobile, der Missetäter; die Mikroskope, elektronisch ausgerüstet, schauen in die Unterwelten der Mikroben, betrachten unsere Zellen, sehen bis in jahrmillionale Welten unseres biologischen Erbes.

Wir sind allwissend geworden und auch allmächtig, haben mit Wissenschaft und Technik die Not auf Erden gewendet, und das so erfolgreich und folgenreich, dass wir über den göttlichen Auftrag weit hinausgeschossen sind. Denn der hieß: die Erde zu bebauen und zu behüten. Am Ende haben wir sie aufgeteilt, und sind dabei, sie auszulaugen. Die Augen der Satelliten und der Mikroskope melden uns seit einiger Zeit die Verwüstungen und Vergiftungen – aber allweise sind wir darüber nicht geworden. Nur ein Gott, so seufzte der Philosoph Martin Heidegger, nur ein Gott könne uns also retten. Vergebliche Bitte, denn die Götter – so wollen es die Mythologien – haben uns die Freiheit gegeben, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Und so schaut uns niemand zu – außer wir selbst bei dem großen Experiment der Menschheit: keine Götter, kein Weltgeist, keine Aliens. Wir sind allein mit uns, und nach der Lektüre der Analysen, nach dem Sichten der Statistiken, nach jeder dritten Tagesschau blicken wir einander ratlos an. Die gefährlichen Endprodukte der Menschheitserfolge – Klimawandel, Erschöpfung der Erde und der Ozeane, Artentod – sie erforderten globales Handeln. Weltweite Kooperation. Aber damit tun sich die Gesellschaften der Welt schwer. Ein globales „WIR“, ein koordiniertes Handeln von Milliarden von Menschen – das scheint unvorstellbar. Und es gibt dieses WIR auch nicht; die eine Menschheit ist zersplittert in Nationen, in Interessengruppen, geteilt in Mächtige und Ohnmächtige, Profitierende und Ausgebeutete, Täter und Opfer.

Dass die Menschheit die Kurve am Ende der Krisen kriegt, ist also unwahrscheinlich. Aber unvorstellbar ist es nicht. Denn wenn uns etwas den anderen Tieren unterscheidet, ist es die Fähigkeit, neu anzufangen. Biologisch gesehen jedenfalls sind Menschen für Erneuerung ausgestattet. Und da geht es wiederum um Blicke, da kommt das kleine Kind ins Spiel, das ich in den Wolken des Cezanne'schen Aquarells zu sehen glaubte. Das neu geborene, noch nicht vergesellschaftete, hilflos strampelnde Naturbündel, das gerade auf die Welt gekommen ist.

„Natalität“ nennt die Philosophin Hannah Arendt dieses angeborene Wunder nie endender möglicher Erneuerung. Natalität, das heißt: Mit jeder Geburt kommt ein neues Quäntchen Freiheit in die Welt. Jedes Neugeborene steht für die reale Möglichkeit des Neuen auf der Welt, für die Möglichkeit der Abweichung vom Pfad des Verderbens, für die Möglichkeit von Freiheit. Freiheit, zu heilen, Freiheit zum Kaputtmachen. Freiheit zum Stumpfbleiben, Freiheit für das Unwahrscheinliche. Nicht auf einen Gott können wir die Möglichkeit der Errettung der Welt stützen“, wie Hannah Arendt schreibt, „sondern darauf, „dass die Menschheit sich fortwährend neu bildet (...) Jeder Mensch ist ein Neuanfang in der Welt“, schreibt Arendt, deshalb „können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen“, sind sie imstande, „solange sie handeln können, das Unwahrscheinliche und Unerreichbare zu leisten, ob sie es wissen oder nicht“. Sie können abweichen vom eingefahrenen Weg der Gattung, der Gesellschaft, der Gemeinde.

Aber sie können es nicht ohne diese. „Dies ist Giovanni. Er ist jetzt einer von uns. Schaut ihn Euch an“, so habe ich einmal einen alten Priester in Venedig einen Täufling in die Luft halten sehen, und die Gemeinde jubelte dem winzigen Kerl zu. „Giovanni“,

so rief der Priester in die Runde, „ist jetzt einer von uns. Wir müssen ein Auge auf ihn haben.“

Ein Auge auf ihn haben – mit diesem Blick unserer Augen fängt die Möglichkeit der Abweichung, der Veränderung an. Mit den Blicken, die ausgetauscht werden zwischen der Mutter und dem Säugling. Die Augen der Mutter geben dem werdenden kleinen Menschen Sicherheit und Geborgenheit, und aus dieser Geborgenheit wächst sein das Selbstgefühl. „Nur durch den Blick anderer werden wir uns selbst sichtbar – und wirklich“, so schreibt es der Philosoph Robert Spaemann. Und weiter: „Die Beziehung ist das eigentlich Wirkliche“. Denn so wie die nährende oder pflegende Person das Kind anblickt, so erscheint ihm die erste Welt. Zugewandt und liebend oder kalt, verschlossen und abweisend. Und so wie das Kind nicht nur die Milch der Mutter trinkt, sondern – wie der Lyriker Wordsworth es im 19. Jahrhundert sagt – „mit seiner Seele die Gefühle in den Augen seiner Mutter trinkt“, so liest die Mutter in den Augen des Kindes seine Bedürftigkeit, seine Angst oder sein Wohlbehagen. Die erste Welt erscheint uns so, wie wir angesehen werden, von Müttern, von Vätern. Blicke legen die Grundlage dafür, ob wir die Welt, ihre Gestalt, die Tiere und Pflanzen unserer Mitwelt, die Menschen, die in ihr leben, als freundlich oder bedrohlich erfahren, als leblos oder indifferent uns gegenüber, oder als zugewandt, als kalt oder als warm.

Auf der Basis dieser Gefühlsgrundlage wächst auch die Fähigkeit zur Kooperation, zur gemeinsamen Handlung von Individuen. Wir sind Individuen, voneinander getrennt, genetisch abgekoppelt vom Rudelverhalten anderer Säugetiere, von der chemischen Steuerung von Ameisenkollektiven; und doch wären wir fähig zu kooperativem, koordiniertem Verhalten. Ausgerüstet dafür sind wir von Natur aus: durch unsere Art zu blicken, die wiederum mit der Beschaffenheit unserer Augen zusammenhängt. Genauer gesagt, mit der Sklera, dem Weißen in unseren Augen. Denn diese Mutation unterscheidet uns von allen anderen Menschenaffen. Auch die können einander in die Augen blicken, aber ihr Blick „spricht“ nicht. Die Bewegung von Iris und Retina wird sichtbar für unser Gegenüber, und diese Bewegung ist die Vorstufe der Geste des Zeigens und damit der Sprache. Man kann das an der wortlosen Verständigung zwischen Mutter oder Vater und knapp einjährigen Kindern studieren: wie die Blickrichtung des einen den Blick des anderen lenkt, und daraus eine gemeinsame, geteilte Aufmerksamkeit entsteht, Aufmerksamkeit auf ein Drittes, einen Gegenstand, eine Geräuschquelle, die Dinge der Welt.

Und den Reichtum und die Menschlichkeit einer Gesellschaft daran zu ermessen, wieviel angstfreie Zeit, wieviel gesicherten Raum es in ihr gibt für dieses Spiel der frühen Blicke und in unserer Lebenszeit für diese Entwicklung eines gemeinsamen Blicks auf die Welt, in der wir leben. Und für das Aufwachen.

Denn als sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, gingen Eva und Adam die Augen auf, heißt es. Die Augen gingen ihnen auf, das heißt: Sie wachten auf aus dem paradiesischen Traum der Unschuld, der Fülle einer zugewandten Natur und des ewigen Friedens. Aufwachen, noch einmal Robert Spaemann, Aufwachen ist eine kognitive und eine moralische Kategorie: Aufwachen, um die Welt zu sehen, die ganze Wirklichkeit *sehen*, nicht nur ahnen. Aufwachen aus dem Traum, in dem es nur meine subjek-

tive Welt gibt und nichts außer ihr. Adam und Eva wachten auf und vor den Toren des Paradieses machten sie sich an die Arbeit. Auf dem Auftragszettel stand: Die Erde zu behüten und zu bewahren.

Wir leben in einer Zeit, in der diese Arbeit vielleicht wirklich erst anfängt. In der wir aus dem kollektiven Traum menschlicher Autonomie aufwachen. Und sehen, dass kein Gott uns retten wird, und auch – wie es in einem alten Arbeiterlied heißt – kein Kaiser und kein Tribun über uns wacht. Das wir selbst ein Auge aufeinander haben müssen. Auf uns und auf die Welt, wie sie ist, und auf die Hilfsbedürftigkeit der Erde.

Das Aufwachen ist nicht leichter geworden, im Zeitalter der Milliarden Bilder, die unsere Blicke verkleben, von Selfie und Tiktok und Facebook, die sie in Schablonen pressen oder in die falsche Unendlichkeit von Traumklischees – und damit das verhindern, womit alles Neue beginnt. Mit Blickkontakt, nicht mit Klicks und Likes.

* * *

Zum Autor:

Mathias Greffrath, Soziologe und Autor; schreibt u.a. Essays für den Norddeutschen Rundfunk, Zeit und Süddeutsche Zeitung, die deutsche Ausgabe von le monde diplomatique und die tageszeitung